

Das Problem des Urtextes der Septuaginta

Autor(en): **Katz, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Theologische Zeitschrift**

Band (Jahr): **5 (1949)**

Heft 1

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-877543>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Problem des Urtextes der Septuaginta.

Vortrag in Basel im Juni, wiederholt in Freiburg i. Br., Mainz und Bonn im Juli und abgeändert in Cambridge im Dez. 1948.

Wir können keinen alt- oder neutestamentlichen Kommentar aufschlagen, in dem nicht auf jeder Seite die Septuaginta (LXX) angeführt wäre. Wir sehen, wie das große Theologische Wörterbuch zum Neuen Testament in jedem Artikel die LXX verhält. Wollten wir daraus aber schließen, daß die Fragen, die die LXX stellt, annähernd ebenso aufgearbeitet wären wie die des hebräischen ATs und die des griechischen NTs, dann wäre das ein Fehlschluß. Eine Frage genügt, das zu zeigen: Wo finden wir *die* LXX? Im herkömmlichen Sixtinischen Text? Bei Swete? Oder nun bei Rahlfs? Es liegt auf der Hand, daß alle weitergehenden Fragen, etwa die nach der eigentümlichen Umprägung der atlichen Aussagen in der griech. Bibel, so lange in der Luft schweben, als nicht der Text selbst einigermaßen festgestellt ist.

Die Gewöhnung an einen *textus receptus* scheint vom hebr. AT her für Theologen fast unüberwindlich. Warum muß sich hier jeder Leser die evidentesten Textbesserungen selbst aus dem Apparat heraufholen? Warum haben wir keinen lesbar punktierten Sirachtext in unsrer *Biblia Hebraica* (BH⁹)? Warum haben Textbesserungen so langsam den Weg in Eb. Nestles Apparat oder gar Text gefunden? Dabei hat es an energischer Arbeit am Text beider Testamente keineswegs gefehlt; nur bekommt der Student ihr Ergebnis nicht in der Textgestaltung zu sehen wie sein klassischer Kollege bei den andern antiken Texten. Hier hat der Text der LXX einen ungeheuern Vorsprung einzuholen. Der Humanismus, soviel er, wenn auch mit Willkürmethoden, zur Reinigung aller antiken Texte von auf der Hand liegenden Verderbnissen beigetragen hat, war doch zu stolz, um sich mit dem «Barbarengriechisch» der LXX ernstlich einzulassen. Wohl haben die *critici sacri* Unverächtliches geleistet, aber nach der Kodifikation ihrer Funde durch den alten Schleusner vor 130 Jahren ist's stille

geworden. Im 19. Jahrhundert verdienen als sporadische Textbesserer eigentlich nur Lagarde und etwa Nestle genannt zu werden.

Mehr als für die Emendation einzelner verderbter Stellen geschah zu dem Ziel, über die Textgeschichte der LXX Klarheit zu gewinnen. Hier war es der einzige Lagarde, der die trägen Massen in Bewegung setzte. Ich erinnere an seine berühmten frühen drei Axiome, nach denen der vom masoretischen Texte (\mathfrak{M}) fernste Text als der ursprüngliche anzusehen sei. Dahinter liegt die klare Einsicht, daß die späteren Rezensionen, besonders Origenes, den Griechen in Uebereinstimmung mit dem von ihnen gelesenen Hebräer zu bringen suchten und daß von da unsre Handschriften (HSS) weithin beeinflußt sind. Auf die drei von Hieronymus im *prologus galeatus* erwähnten Rezensionen des Origenes, Lucian und Hesych hat sich Lagarde übrigens erst später festgelegt, eine Einseitigkeit, die sein Schüler Rahlfs zunehmend überwunden hat, in dem klaren Bestreben, den Tatsachen zu folgen und nicht vorgefaßten Meinungen. Als erstes Ergebnis haben wir Rahlfs' Stuttgarter Text.

Für Lagarde wie Rahlfs war es keine Frage, daß die textkritische Aufgabe bei der LXX dieselbe sei wie bei andern überkommenen Texten. Die HSS müssen zu Gruppen zusammengefaßt, diese Gruppen nach Väterzitate oder andern Kriterien örtlich und zeitlich festgelegt und möglichst auch benannt werden; nach Abräumung des Schutts wird dann die älteste Schicht frei werden, der relativ beste oder, grob gesagt, der Urtext. Diese ihnen selbstverständliche Voraussetzung wird heute weithin angefochten.

Man sagt: Gewiß, der methodische Weg von der Fülle der Varianten und Korruptelen zur Hand des Autors muß beschritten werden bei allen aus dem Altertum handschriftlich auf uns gekommenen Texten mit ihren zahlreichen Fehlerquellen von der einfachen Verschreibung bis zur absichtlichen Aenderung durch Rezensoren. Denn hier ist die späte Fülle kein wirklicher Reichtum, sondern ein Schleier, der den echten Text verhüllt. Aber, so sagt man weiter, trifft das auch auf Uebersetzungen zu? Durchbricht hier nicht der als Möglichkeit immer ins Auge zu fassende Rückgriff auf das anderssprachige Original die einheitliche Linie der Ueberlieferung?¹ Ja noch mehr: muß nicht die griech. Uebersetzung des

¹ So immer wieder nachdrücklich A. Allgeier.

ATs, die den Juden das ihnen unverständlich gewordene Original ersetzen sollte, notwendig nach der Analogie der gleichem Zwecke dienenden aram. Uebersetzungen, der Targume, beurteilt werden? Und wenn die LXX ein griech. Targum wäre, würde das nicht zu weitgehenden, aber unausweichlichen Schlüssen nötigen? Denn ein Targum ist keine Einheit, hinter der eine greifbare Uebersetzerpersönlichkeit stände. Die Einheitlichkeit ist hier ein trügender Schein, der erst im letzten Stadium entstehen konnte. Denn am Anfang steht eine Vielzahl von Einzelperikopen, wie sie vielleicht vielmals und vielerorts für den unmittelbaren Gebrauch im Gottesdienst übersetzt wurden, hier so, anderswo anders. Solche Parallelversionen mögen vereinheitlicht und ausgeglichen und die zwischen ihnen bleibenden Lücken später ergänzt worden sein. Ist diese Schau der LXX zutreffend, dann ist die Suche nach dem Urtext illusorisch, weil das Ziel falsch gestellt ist. Dann ist ein ganz anderes Verfahren am Platze; dann ist die glatte Fläche nur vorgetäuscht, und dann gilt es, die verdächtige Weißtünche so lange abzuklopfen, bis dahinter alle Fugen und Ritzen wieder sichtbar werden und mit ihnen die einzelnen Bausteine in all ihrer Unterschiedlichkeit.

Diese Anschauung ist nicht neu. Schon Ussher erneute aus den Fragmenten des sog. Aristobul bei Euseb die alte Kunde von einer zwiefachen Uebersetzung des ATs ins Griech., die einen verschollenen Text, die Quelle der «Diebstähle der Hellenen», von dem uns erhaltenen Text unterschied. Zach. Frankel hat dann in den Vorstudien von 1841 den Aristobul mit Analogien aus den aram. Targumen zusammengenommen, und bei ihm findet sich gleichfalls schon der Gedanke, daß die LXX, für die nie ein Kanon bestand, schon früh und vor den «fast unmittelbar nach Entstehung des Christentums zu dessen Gunsten getroffenen Verfälschungen» «ohne fixierte Norm in untereinander variierenden Abschriften gang und gäbe war». L. Diestel² hat klar die Parallele von der aram. zur griech. «Paraphrase» gezogen, und neuerdings finden wir einen Ausspruch Hans von Sodens³, eines wirklichen Kenners der Textgeschichte, in gleicher Richtung, wie auch gelegentliche Bemerkungen C. H. Dodds.⁴ Zum hauptsächlichen Verfechter dieser grundstürzenden Auffassung ist immer mehr P. Kahle geworden.

Haben wir also die langjährigen Bemühungen von Lagarde und Rahlfs um den Urtext als einen ehrwürdigen Irrtum, wenn auch bedauernd, abzuschreiben? Scheidet die LXX aus der Reihe der Texte aus, für die man eine kritische Bearbeitung nach den Methoden der klassischen Philologie fordern darf?

² L. Diestel, *Geschichte des Alten Testaments in der christlichen Kirche*, Jena, 1869, S. 10.

³ Hans von Soden im *Gnomon* 13 (1937), S. 48 f.

⁴ C. A. Dodd, *The Bible and the Greeks*. London, 1935, S. 233 f.

Anstatt hierauf kurz mit Ja oder Nein zu antworten, ist es fruchtbarer, nach den Ursachen zu fragen, auf die der neue Eindruck von der Natur und Eigenart der LXX zurückgehen dürfte. AT.ler begrüßen mit Recht Varianten zum masoretischen Text. NT.ler werden am griech. AT als einem einheitlichen Text irre infolge der abweichenden Gestalt vieler griech. Zitate, die ihnen auf Schritt und Tritt im NT, bei den Apostolischen Vätern und in der patristischen Literatur weiterhin begegnet. Die Gründlichen unter ihnen schlagen dann die großen Ausgaben nach, früher Holmes-Parsons, heute Brooke-McLean, und was sie da finden, ist, mit Ludwig Köhler zu reden, «schlechthin ein brüllendes Meer von Varianten», in dem der Anfänger und auch der Geselle versinkt, und wenige sind die Meister, für die nach Köhler dies Material unentbehrlich ist.

Um durch diese wilde See sicher den Hafen anzusteuern, muß man der Navigation kundig sein. Solange aber dieser Zweig der Bibelwissenschaft nicht völlig aufgearbeitet ist, also bei dem heutigen Mangel an Arbeitern auf dem Gebiet der LXX auf lange hinaus, wird auch der Meister der alt- oder neutestamentlichen Forschung des Lotsen nicht entraten können.

Wollen wir über die Fülle der Varianten einen Ueberblick gewinnen, dann müssen wir sie zu allererst *ordnen*.

Eine erste umfangreiche Gruppe bilden die *grammatischen Varianten*. Obwohl hier die Unterschiede vielfach rein orthographisch zu sein scheinen, umfassen sie doch alle Gebiete der Grammatik, von der Laut-, Formen- und Wortbildungslehre bis tief ins Syntaktische hinein. Hier erlaubt uns unsere genaue Kenntnis der Sprachform des ptolemäischen Zeitalters, in dem die LXX entstand, sehr genau das zeitgemäße Sprachgut aus der Ueberlagerung durch die römische und byzantinische Modernisierung freizulegen. Grob geredet, finden wir die ptolemäischen Bildungen in E. Mayers Papyrusgrammatik und den zeitgenössischen Autoren, während sich die späteren Weiterbildungen der römischen sowie der früh- und spätbyzantinischen Periode den übersichtlichen Sammlungen in W. Crönerts *Memoria Graeca Herculanensis* entnehmen lassen.

Die zweite Gruppe bilden Varianten, die nicht von der Lautgeschichte her, sondern aus dem Schriftbild zu erklären sind, die *graphischen Varianten*. So zahlreich diese sind, besonders bei den für die Abschreiber undurchsichtigen Eigennamen, so wenig unterscheidet sich hier die Ueberlieferung von der anderer antiker Werke. Wir werden daher unsere Aufmerksamkeit hier nur einer heute überall gleichermaßen vernachlässigten

Erscheinung zuwenden, nämlich der Abkürzungsmethode der sogenannten Kontraktion oder Suspension.

Bei weitem wichtiger ist die dritte Gruppe, die der *rezensionellen Varianten*. Wie allbekannt, ist die LXX mehrfach durchgreifend überarbeitet und durchrezensiert worden. Nicht immer bietet unsre Ueberlieferung diese Rezensionen reinlich geschieden, so daß sie leicht zu erkennen, zu unterscheiden und auszuschneiden wären. Meist lassen sich Querverbindungen feststellen, die zu Querkorrekturen geführt haben, also zu Textmischung oder Kontamination und Konflation aus späteren Textformen.

Eine letzte Variantenquelle ist die *indirekte Ueberlieferung*, die Fülle der Zitate und Anspielungen, die in späteren Teilen der LXX selbst, im ntlichen und sonstigen urchristl. Schrifttum und in der patristischen Literatur vorliegen. Wie wir schon eingangs gesehen haben, trägt diese letzte Gruppe am meisten dazu bei, den Eindruck einer verwirrenden Mannigfaltigkeit zu wecken, die der Rückführung auf einen einheitlichen Text spottet.

Bei den *grammatischen Varianten* können wir mit vollkommener Sicherheit korrupte Formen ausscheiden und auch da das Richtige herstellen, wo es nicht mehr überliefert ist. Wenn hier der Sinn kaum je berührt wird, so ist das anders bei der itazistischen Verwechslung von Suffixen. Hier ergibt sich nicht selten eine störende Bedeutungsverschiebung, die man nur hingenommen hat, solange Leser wie Herausgeber im Stande völliger grammatischer Unbefangenheit dahinlebten.

Als Beispiel⁵ wähle ich das Suffix -ιον, -ειον. So kann das λαμπάδιον unsrer Ausgaben nur *Lämpchen* heißen. Die verschiedenen hebräischen Aequivalente fordern aber durchweg die Bedeutung *Lampenschale, -träger*, also λαμπαδείον. Ebenso ist κυλίκιον *Becherchen* stets falsch, weil κυλικεῖον *Schenktisch, Anrichte* allein in den Zusammenhang paßt. Auch die nach den Göttern benannten Tempelnamen erfordern hellenistisch durchweg das Suffix -ειον oder -ειον.⁶ Theologisch wichtig ist die Differenz z. B. bei

⁵ Ein Teil der folgenden Beispiele findet sich bereits in meiner Rezension von Rahlfs' Stuttgarter Septuaginta (ThLZ 61 [1936], Sp. 265—287), die übrigen in dem mehrbändigen, bei der Cambridge University Press erscheinenden Werk «The Text of the Septuagint, its Corruptions and their Emendation», in dem das 1936 vorgelegte Programm voll ausgeführt wird. Der 1. Band behandelt die grammatikalischen Korruptelen und einige, hauptsächlich lexikalische Semitismen; die graphischen und rezensionellen Korruptelen sind in Ausarbeitung. Im gesprochenen Vortrag mußten die Beispiele zur Grammatik ganz, die übrigen großenteils übergangen werden.

⁶ Außer den in ThLZ (s. o.), Sp. 283, berichtigten Beispielen ist Ἀσραπίειον und Ἀτρυγατίειον anzusetzen. Das Suffix für Tempelnamen steht ge-

der Wiedergabe von ḥōšān *Brustschild des Hohenpriesters*. Wie Philo⁷, Josephus⁸, der Altlateiner⁹ und die Vulgata¹⁰ zeigen, ist richtig λόγιον *Orakel*. Leider schreibt Rahlfs mit dem *receptus* gegen die Majuskeln (außer A Ex. 35, 27) λογείον, wie auch P. Wendland im Aristeasbrief § 97 mit zwei HSS und Cohn-Wendland gelegentlich in Philo, was zu Uebersetzungen wie *Orakelstätte*, *Orakeltasche* oder *Stätte*¹¹, ja *Schrein des Denkens*, *der Vernunft* führt. λόγιον *Orakel* drückt einfach die Funktion des hohepriesterlichen Bekleidungsstücks aus. Durch Rahlfs' verfehlte Schreibung λογείον ist λόγιον als Wiedergabe von ḥōšān um seinen Platz im ThWBzNT gekommen, und so stimmt G. Kittels Zusammenfassung des «vorchristlichen Gebrauchs von λόγιον» nicht mehr ganz: «Von dem Charakter des Orakelspruchs ist in der entwickelten Septuaginta-Sprache nichts mehr geblieben; die Vokabel ist zu einem Träger des biblischen Wort-Offenbarungs-Gedankens geworden» (IV, 141). Eine Tatsache der Phonetik, die Einschlebung von Nasalen vor Stoßlauten, hat in zwei Fällen falsche Volksetymologien nahegelegt: λευκανθίζω in Cant. 8, 5 überall außer in B, und Lev. 13, 38 f. in *OL*, ist falsch und hat mit λευκάνθεμον nichts zu tun; das richtige λευκαθίζω entspricht deutschem *leuchten*. Für ἀδρύνω *reifen* finden wir das Unwort ἀδρυνω, das, wie die Weiterbildungen in den HSS ἀνδρῶω, ἀνδρίζω zeigen, an ἀνήρ denken ließ. Volksetymologie führt auch bei Namen zu Verderbnissen. So war *Clytaemnestra* herrschend, bis die attischen Vasen die richtige Form Κλυταιμήστρα brachten, und *Troglo-dyten* = *Höhlenbewohner* ist trotz Schiller gleich falsch: immer mehr Papyrusbelege zeigen, daß der Name des äthiopischen Volksstamms Τρωγοδύται war. Hier ist in Herodot, der LXX und Josephus das Richtige noch

legentlich mißbräuchlich, wo das Grundwort kein Gottesname ist. So in σαββαρείον in dem kaiserl. Dekret bei Josephus, AJ XVI 164, vielleicht auf Grund von Unkenntnis bei dem heidn. Urheber. Merkwürdiger ist ein anderer Fall bei Philo. Er hat συναγωγή nur einmal, in einer Beschreibung des Gottesdienstes (Quod omnis probus liber sit § 81), dagegen zweimal συναγωγίον (De somniis II § 127 und Leg. ad Gaium § 311) nach unsern Texten. Da dies äußerst seltene Wort aber nur *Picknick* bedeutet, wie συναγωγίμον δεῖπνον bei att. Komikern des 4. Jahrh. (wo jeder Teilnehmer seinen Anteil an der Bewirtung mitbringt, συνάγει), so müssen wir notwendig συναγωγείον ansetzen. Philo hätte also in seiner blumigen Weise die Gottesdienststätte durch das sonst an Götternamen angehängte Suffix -είον gekennzeichnet. Ebenso ist natürlich μαρτυρίον III shrine of a martyr (Liddell-Scott, S. 1082^a) nichts als ein Itazismus für μαρτυρείον.

⁷ Für Philo ist eine einheitliche Schreibung vorauszusetzen, hier wie bei andern Wörtern mit schillernder Bedeutung; Stellen wie Leg. alleg. III § 132 und De fuga et inventione § 185 dulden nur λόγιον.

⁸ Trotz A. Schlatter, *Theologie des Judentums nach dem Bericht des Josefus*, Gütersloh, 1932, S. 66, A. 1.

⁹ *logium*, während *λογείον *logēum ergeben hätte.

¹⁰ *rationale*.

¹¹ also *λογι-ειον!

überliefert, aber unsre Ausgaben buchen es nur als Fehler im Apparat. Wenn für ἰλύς *Schlamm, Morast, Schleim, Unreinigkeit, Bodensatz, Hefe* die HSS außer dem attizisierenden Lucian Ps. 39, 3 ὕλεως und Ps. 68, 3 ὕλην im Sinn von ὕλιν lesen, so ist das an sich eine nicht ungewöhnliche Metathese, die sich schon auf einem attischen Stein des 4. Jahrhunderts findet. Diese führt aber, wie der angeführte Akkusativ zeigt, auf Grund des Itazismus zu einer Homonymie mit ὕλη *Wald, Stoff, Materie*, auf die, wie ich glaube, letztlich das bis heute erhaltene *materia* für *Eiter* zurückgeht. Das späte und ntliche ἐνι für bloßes ἔστιν wird schon aus Sirach 37, 2 gebucht. Dort steht es aber für nāgā' Hif., und nach Ausweis der Parallelen ist ἐγγίζειν zu fordern, In οὐχὶ λύπη ἐνὶ ἔως θανάτου; haben wir daher die Haplographie ΕΓΓ(ΙΕ)ΙΕΩΣ und die Verwechslung ΓΓ↔Ν. Vielfach werden Vokabeln mit ähnlichem Buchstabenbestand verwechselt. Ich erwähne nur ἀπαγωγή *Abführung in Gefangenschaft* und ἐπαγωγή *Not, Heimsuchung*, wo der Blick aufs Original die Entscheidung gibt. Oder eine seltsame Ausdrucksweise wurde nicht mehr verstanden und in Näherliegendes korrigiert, so στυνάζω ἐπὶ für šāmam 'al *über jem. schaudern* in στενάζω *seufzen*. Hier hat der alte Ezechiel-Papyrus meine Vermutung zu 26, 16 bestätigt, die ich für Hiob 18, 20 aufrechthalte. Aus dem Gebiet der Wortbildung gebe ich zwei Beispiele, die fast eher zu den graphischen als zu den lautlichen Varianten gehören. Die falschen Aoristformen ενεργησα von ἐγγυάω und ἐεκκλησιασα von ἐκκλησιάζω haben nur scheinbar die Präposition doppelt; denn die Doppelung des γ und des κ stammt aus der Gewöhnung an das Schriftbild von ἐγγύη und ἐκκλησία.

Eine letzte Fehlerquelle stammt aus der wohl die Alltagsrede widerspiegelnden Neigung früher Uebersetzer, für hebr. Wörter lautähnliche griech. zu wählen, was einer Homonymie gleichkommt. Ähnliches findet sich überall beim Zusammenstoß zweier Sprachen. So hat *Schmiere stehen* mit *schmieren* nichts zu tun, sondern stammt aus šāmar. Ebenso finden wir beispielsweise für gaj', gē' *Schlucht, Tal* neben gelegentlichem γαι nicht selten γῆ (auch χάος). Daß dies keine späte Korruption ist, zeige eine Beobachtung. Der Plural von γῆ, γαῖ oder jon.-hell. γέαι, wird gern gemieden und für *rāšōt πάσα (ἡ) γῆ gesetzt. Wenn sich nun genau das gleiche als Wiedergabe von gē'ājōt findet, so beweist das, daß der Uebersetzer tatsächlich gē' durch γῆ wiedergegeben hat. Hier lassen sich zwei Entwicklungen beobachten: die Transkription γαι konnte als zu fremdartig in das geläufigere γῆ umgesetzt werden, oder ursprüngliches γῆ wurde zu γαι bei späteren Rezensoren, deren Ziel Angleichung der Uebersetzung ans Original war. Denn die Vorliebe für lautähnliche Wörter, bis zur Sinnlosigkeit, und die Neigung zu bloßer Transkription finden sich auch bei den jüngeren Uebersetzern, aus denen die späteren Rezensoren von Origenes an schöpften.

Wie man sieht, hat in die Behandlung grammatisch-lautlicher Varianten das rezenzionelle Moment notwendig heringespielt. Bei den aus Kontraktion stammenden *graphischen Varianten* ist das anders, weil hier die Rücksicht auf den Sinn weniger wesentlich war.

Während die üblichste Abkürzung nur den Schluß des Wortes wegläßt, hat die *Kontraktion* die Auslassung im Wortinnern, indem sie an den charakteristischen Teil des Wortstamms mindestens eine Andeutung der Endung anfügt. Damit sind nach Möglichkeit Zweifel über die syntaktische Stellung des gekürzten Worts im Satzganzen vermieden.¹²

Unbestreitbar enthalten unsre HSS Kontraktionen. Ein gutes Beispiel ist 2. Makk. 6, 8. Hier findet sich der feierliche, aus Herodot und Euripides bekannte Ausdruck τὰς ἀστυγείτονας Ἑλληνίδας πόλεις. Wenn A hier ἀστυγεις liest, so gibt er, in einer typischen Kontraktion, vom Wortstamm ΑΣΤΥΓΕΙ und, nach der Auslassung, Σ für die Endung, die durch den Zusammenhang unmißverständlich ist. In Makk. sind mehr Lesungen in A, die keine andre Erklärung zulassen, so die Verwechslungen von στρατεία, στρατεύομαι mit στρατοπεδεία, -εύομαι nach beiden Richtungen.

Es folgen Beispiele von Korruptelen, deren Entstehung sich am leichtesten aus der Gewöhnung an Kontraktion erklärt. Läßt man, wie sich's gebührt, alles weg, was nach Haplo- oder Dittographie aussieht, so zerfällt der Rest in zwei Gruppen: als Variante finden wir entweder ein längeres Wort, nämlich die Auflösung der vermeintlichen Kontraktion, oder ein kürzeres, das auf die Kontraktionsschreibung des im Text vorgefundenen Worts zurückgeht.

Die leuchtende *Haut* ὄρ von Moses' Antlitz in Ex. und Lev. wird gelegentlich durch (ἡ ὄψις τοῦ) χρώματος statt des allein korrekten χρωτός ausgedrückt. Die Beispiele sind aber alle im Genitiv; im Nominativ und Akkusativ wäre die Verwechslung nicht möglich gewesen.

Wenn S* in Ps. 100 (101), 3 παρα βασιεις statt παραβάσεις liest, so zeigt der Blick auf hebr. sēṭim *Verirrungen*, daß das falsch ist. Es ist die gleiche irriige Auflösung einer vermeintlichen Kontraktion wie im A-Text von Jud. 5, 6, wo Grabe richtig βάσεις aus βασιεις herstellte (neṭibōt, B-Text ὁδοῦς).¹³ Wie S* auf seinen Gedanken kommen konnte, zeigt eine bunte Reihe von Kontraktionsschreibungen von βασιλεύς gerade in den Psalmen in BS und Pap. 2017. Genau die gleichen finden sich auf Inschriften und Ostraka.

Auch sonst treffen wir die Beispiele eng beieinander und in beiden Richtungen. So ist in Zeph. 2, 9 αλωνος für mālah *Salz* eine falsche Auflösung von ἄλος, das fast nur die drei Jüngerer und Hieronymus lesen. Der umgekehrte Weg führt zur Heilung der korrupten Stelle 1, 9. Für

¹² Diese Kürzungsweise gehört zur alten Kursive, die nicht mit der byzantinischen Minuskel verwechselt werden darf. In der Kursive wurde das der Kürzung zum Opfer Fallende nicht stets ganz weggelassen; oft war es durch eine Wellenlinie angedeutet, ähnlich wie heute bei flüchtiger Ausfertigung eines langen Namenszugs. Vielfach bezeichnet ein Strich über der Schrift die Auslassung.

¹³ Umgekehrt stellt in einem Menanderfragment v. Wilamowitz aus ως εν παραβασει das richtige ως ἦν παρὰ βασιλεῖ her.

‘al kol-haddōlēg̃ ‘al-hammiṛtān über alle, die über die Schwelle springen liest unser Text ἐπὶ πάντα ἐφανῶς ἐπὶ τὰ πρόπυλα. Da dālag̃ sonst ἐφάλλοσθαι ist, müssen wir ἐφαλλομένους herstellen, und wieder ist die nächstliegende Erklärung Kontraktion (ΕΦΑΛΛΟΥΣ ∼ ΕΜΦΑΝΩΣ : ΛΛ ∼ Ν).¹⁴

Ich schließe mit einem Beispiel, in dem der hier angewandte Maßstab eine überraschende Bestätigung findet. In 3. (1.) Kön. 7 lesen wir in vv. 26 (40) und 31 (45) einstimmig den acc. plur. θερμάστρες *Kochkessel*, und in v. 35 (49) liest B allein den acc. plur. ἐπαρύστρες *Oelgießgefäße* (für eine Lampe), statt der üblichen Formen auf -ίδας. Im letztern Fall liest ein Altlateiner bei Vercellone (℣^v) *eparystridas tres aureas*, und der hexaplar. Text mit Umstellung τὰς ἐπαρυστρίδας χρυσᾶς τρεῖς. Im ersteren haben der Aethiope (Ⓔ) und Armenier (Ⓐ) *caldarias tres* (in 26 nur Ⓔ) und ℣^v *ollas tres et caldarias*, wo *tres* offensichtlich umgestellt ist, da es zu *caldarias* gehört. Hierfür gibt es nur eine Erklärung: Origenes fand hier θερμάστρες und ἐπαρύστρες vor. Seine Deutung entspricht der der *Aldina*, die zweimal τὰς θερμᾶς τρεῖς schreibt, also τρεῖς zu Unrecht und gegen den Hebräer abtrennt und den vorausgehenden Rest als Kontraktionen θερμᾶΣ und επαρυῶΣ nimmt; er geht aber weiter, indem er -ίδας herstellt, Vor τρεῖς ist wohl ein Obelus verlorengegangen. Wir dürfen hieraus zwei Schlüsse ziehen: Origenes' Vorlage war hier identisch mit B; und weiter: die von B bewahrten Formen, die ihre Entsprechung auf att. Inschriften haben, stellen den ursprünglichen Text dar. Wer hätte sie auch später eingesetzt?

Diese wenigen Proben zeigen, daß die Annahme von Kontraktionen in unsern HSS nicht willkürlich ist. Fanden wir doch einmal tatsächliche Kontraktionen und dann eine Reihe von Korruptelen, die sich so am leichtesten erklären. Die LXX-Ueberlieferung steht damit nicht allein. Seit vor 40 Jahren Ludwig Traubes Buch über die *Nomina Sacra* die Aufmerksamkeit auf dieses Gebiet gelenkt hat, ist gleiches auf Steinen und Ostraka und in den HSS vieler antiker Autoren nachgewiesen worden, besonders durch die schwedische Schule von Gunnar Rudberg und Ernst Nachmanson. Nur ist die Frage halb erledigt *ad acta* gelegt worden. Die führenden Paläographen in Deutschland und England bleiben dabei, die Buchschrift kenne keine Kontraktionen. Grundsätzlich ist das richtig. Wo sie in Buchhänden auftreten, sind sie stilwidrig. Aber noch heute können wir sehen, wie der antike Steinmetz aus seiner Arbeitsvorlage in Cursive versehentlich Kontraktionen auf den Stein übertrug, ohne daß der Auftraggeber deshalb die gelieferte Arbeit beanstandet hätte (Nachmanson). Ebenso haben wir es uns vorzustellen, daß unsre Schreiber sozusagen zwei-

¹⁴ G. Gerleman, *Zephanja*, Lund, 1942, S. 10 u. S. 38, erklärt beide Korruptelen durch umständliche und unwahrscheinliche Annahmen. Für meine Erklärung dürfte sprechen, daß sie einen einheitlichen Gesichtspunkt auf beide Fälle anzuwenden vermag. Uebrigens scheint haddōlēg̃ in der von G. mitgeteilten erweiternden kopt. Uebersetzung verstanden. Das wäre aber dann nicht notwendig Wiedergabe von ἐφαλλομένους, falls die Erweiterung zu den sekundär (hexaplarisch?) beeinflussten Stellen dieser Uebersetzung gehörte.

schriftig waren, so daß sich Schriftgewohnheiten der Kursive in die Buchhand verirren konnten. Die Wirklichkeit, mit der wir es zu tun haben, verwischt eben gern unsre scharfen Distinktionen.

Waren die bisher besprochenen Variantengruppen größtenteils Korruptelen und vielfach Produkte des Zufalls, so steht hinter den *rezensionellen Varianten* eine bestimmte Absicht. Ein Rezensor will bewußt bessern, sei es nach innergriech. Rücksichten oder im Blick auf \mathfrak{M} . Zufällig ist an dem Ergebnis höchstens, was technisch Kontamination heißt, das Ineinanderfließen ursprünglich unabhängig voneinander vorhandener Textformen. Hier müssen wir beides auseinanderhalten und zuerst die Rezensionen nach ihrem Wesen kennzeichnen.

Unter ihnen ist die bestgekante die origenianische (*O*). Aber sie ist keineswegs die allererste. Auch vorhexaplar. Texte sind nicht notwendig von jeder Rezensionstätigkeit unberührt. Im NT ist Horts Auffassung von B als einem prä-rezensionellen, noch reinen und unbefleckten Texte aufgegeben. Auch in der LXX ist B ein rezensierter Text, der über vorausgehende Stadien hinweg auf noch ältere zurückgreift. Für diese B unmittelbar voraufliegende Weiterentwicklung des ursprünglichen Textes haben wir Beispiele am Chester Beatty- und Scheide-Ezekiel und am Washingtoner Papyrus der kleinen Propheten. Eine weitere Beobachtung erlaubt vielleicht mehr zu sagen. Wenn wir in Ezechiel die parallelen alten Textformen vergleichen, so finden sich in allen gelegentliche Konflationen. Sind sie damit nach orthodox Lachmannischer Lehre alle gleichmäßig entwertet, so daß wir nur in Ermanglung eines Bessern mit ihnen vorlieb zu nehmen hätten? Keineswegs, wie die Arbeitsergebnisse an vergleichbaren antiken Texten zeigen. Bei diesen Texten, die keine Uebersetzungen sind, hat man seit dem Auftauchen sehr alter, z. T. vorchristlicher, prä-rezensioneller, aber verwilderter Papyri erkannt, daß eine überraschend große Variantenfülle weit hinter all unsre erhaltenen Texte zurückreicht. Varianten, die vordem nur aus jungen oder minderwertigen HSSfamilien bekannt waren, erscheinen überraschend früh, vielleicht im ältesten Papyrus. Konflationen kommen und gehen. Hier gibt es nur *eine* Erklärung. Die Varianten sind alt. Die HSS

und Familien unterscheiden sich hauptsächlich durch die Auswahl, die immer wieder anders getroffen wird. Eine frühe Wahllesart kann vom Rande in den Text kommen, als Dublette oder als Ersatz. Ein neuer Rezensor vereinfacht die Fülle, die dann wieder anderswoher in anderer Mischung eindringt. Solche Dubletten und sonst nur aus schlechten Familien bekannte Lesungen besagen also nicht, daß die bisherige Deutung der Textgeschichte aufgegeben werden muß, abgesehen von Horts Einseitigkeit. Sie gewähren uns einen ersten Einblick in ein vor-vaticanisches Stadium der Textgeschichte.

Was bedeuten nun für unser Problem ihre besser bekannten Stadien? Der Ausgangspunkt für die Textbereinigung ist Origenes' hexaplar. LXXspalte. Sie lehrt, wie seine Vorlage aussah und wie er sie mit Rücksicht auf die *Hebraica Veritas* geändert hat. Dabei gewinnen wir Einblick in die Umgestaltung des Hebräers im Lauf der Zeit und seine bewußte Rückschraubung durch die jüd. Gelehrten um 100 n. Chr. Durch das Medium der hexaplar. Reste lernen wir auch die Quellen des Origenes kennen, Aquila, Symmachus, Theodotion und ihre namenlosen Mitbewerber, die nicht notwendig jünger als die besser gekannten zu sein brauchen. Konstante Uebersetzungsgewohnheiten gestatten das hexaplar. Material über Field hinaus zu vermehren, dem doch dieser Gesichtspunkt nicht fremd war. Für uns das Wichtigste ist, daß die hexaplar. LXXspalte, wo sie den LXX-Text beeinflußt, durch zwei artfremde Momente dessen Einheitlichkeit sprengt. Denn Origenes wie seine Gewährsmänner arbeiten nicht nur auf Grund eines weithin umgestalteten hebr. Textes, sondern sie treten an ihn auch mit anders gearteten Uebersetzungsmethoden heran. Darum müssen diese neuen Einflüsse nach Seiten des Hebräers wie der Uebersetzungstechnik festgestellt und ausgediebt werden. An sich interessant genug, stellen sie eine Fortentwicklung dar, hinter die wir zurückgehen müssen, um zur LXX zu gelangen. Ihre Ausscheidung, oft nur nach innern Indizien, vermindert die Zahl der wirklich alten Varianten beträchtlich.

In der Praxis gelten dabei einige wenige Axiome unbedingt. Der beste Grieche ist der, der für einen besseren als den

vorliegenden \mathfrak{M} steht und somit hilft, \mathfrak{M} zu emendieren. In solchen Fällen scheidet jede andre griech. Textform aus, die mit dem als sekundär erkannten \mathfrak{M} zusammengeht. An andern Stellen erweist sich die Ursprünglichkeit einer griech. Textform durch primitive Mißübersetzungen, die wir zu respektieren haben; denn unsre Aufgabe ist nicht die Korrektur eines mangelhaften Scriptums, sondern die Herstellung der ersten Hand mit allen ihren Fehlern. Das führt u. U. zur Annahme von mechanischen Lücken, die wir aus alter Ueberlieferung nicht ausfüllen können.¹⁵

Es folgen nun einige Beispiele, drei zur origenianischen und zwei zur lucianischen Rezension.

Reziprozität drückt der Hebräer gern durch 'is und rē'ehū *ein Mann und sein Nächster* aus. Die besseren Uebersetzer sagen ἄλλοι oder ἕτερος τὸν ἕτερον. In Num. 14, 4 *und sie sagten zueinander*, ἕτερος τῷ ἐτέρῳ, ist für O τῷ ἐτέρῳ αὐτοῦ (Gek) oder τῷ ἐταίρῳ αὐτοῦ (x \mathfrak{S}^b) bezeugt. Es muß ἐταίρῳ heißen; denn ἕτερος duldet keine possessive Ergänzung. Somit hat *Origenes* im Streben nach Wörtlichkeit einen vielleicht unbewußten Uebergang von ἕτερος zu dem homonymen ἐταίρος vollzogen, übrigens kaum auf Grund der Drei, die meist anders übersetzen.

Ein andermal schafft Origenes Dubletten, indem er die LXX ans seinem \mathfrak{M} auffüllt, ohne doch die alte Uebersetzung des früheren Hebräers folgerichtig auszuschneiden. benī āhād bāhar-bō 'alōhīm 1. Chr. 29, 1, ein Relativsatz ohne 'āšār, ist eine an sich gut semitische und sonst, auch in Chr., nicht seltene Ausdrucksweise. Da der Grieche aber ὁ υἱός μου εἷς, ὃν ἠρέτικεν ἐν αὐτῷ κύριος liest, wird wohl āhād aus 'āšār verderbt sein, vielleicht durch bāhar beeinflusst, zumal *einer* im Zusammenhang stört. Dann ist aber εἷς, obwohl es nur in \mathfrak{AB} und min. d fehlt, eine hexaplar. Ergänzung. Dieser Schluß ist in Chr. zulässig, da \mathfrak{G} sich hier an \mathfrak{M} in allen Einzelheiten anschmiegt.

Wieder anderswo zerstören des Origenes Einschübe den Sinn, ohne daß das immer bemerkt wurde. So in 2. Kön. (Sam.) 3, 39, wo B \mathfrak{C} von O beeinflusst sind. *Wisset ihr nicht, daß ein Großer in Israel gefallen ist*, fragt David nach Abners Ermordung. Die noch unemendierte Fortsetzung ist in \mathfrak{M} nicht mehr auf Abner, sondern auf David bezogen; so auch im

¹⁵ Kraß tritt all das im Richterbuch zutage, wo wir mindestens vier verschiedene Textformen, aber keinen «neutralen» B-Text haben. Hier kann mit gutem Gewissen höchstens streckenweise aus sekundärem und tertiärem Material ein relativ bester Text hergestellt werden, der mit dem andrer Bücher keinen Vergleich aushält. Ueberhaupt müssen wir gegen vorzeitige Verallgemeinerungen auf der Hut sein; die Probleme liegen, entsprechend dem erhaltenen Material, in den einzelnen Büchern sehr verschieden.

griech. Text unsrer Ausgaben: ὅτι ἐγὼ εἰμι σήμερον συγγενῆς καὶ καθεσταμένος ὑπὸ βασιλέως *ein Verwandter und vom König Eingesetzter*, mit Prädikaten, die unzweideutig auf Abner deuten. Dazu paßt aber nicht ἐγὼ εἰμι = 'ānōhī. Es steht aber nur in BOG, während der vor-origenianische Text in vier leicht unterschiedenen Spielarten vorliegt, unter denen man wählen wird, sobald M überzeugend emendiert ist. Klar ist aber, daß O mit M geht, und daß wir den beiden nicht folgen dürfen.

An einer weiteren Stelle ist der echte Text nur in einem Winkel der Ueberlieferung erhalten. 1. Chr. 25, 9 ff. wird das Losewerfen unter den 24 Klassen der Tempelsänger unter Aufzählung der 24 Familienhäupter berichtet, monoton, wie oft bei Aufzählungen. Die Vulgata (B), und wohl nach ihr Luther und die *Authorized Version*, bieten hier keinen Anstoß. M und G sind jedoch gleich korrupt. Statt «*das zweite Los an Gedalja*» heißt es geḏaljahū haššēnī, Γοδολιας ὁ δεύτερος ἡνια, mit Umstellung und unter Verlust des Dativs beim Namen. Hier ist nun zuerst das rätselhafte ἡνια, das nur bei L^M fehlt, eine hexaplar. Dublette zu δεύτερος¹⁶, nämlich ΟΔΕΥΤΕΡΟΣ(Σ)ΗΝΙ[Α]ΔΕΛΦΟΙ. Die Hauptverderbnis ist aber nicht erst aus B zu bessern, wie BH³ ergibt, sondern bereits aus G, woraus die lateinische Lucca-Chronik bei Lagarde (SSt II, 5—26) ihr *secundus Godolias*, also ὁ δεύτερος Γοδολιας, bezieht, während B an *sors* denkend besser *secunda Godoliae* setzt. Auch sonst gewinnt unser Text aus dem entlegenen Zeugen. Für uns ist wichtig zu sehen, mit wie verheerendem Erfolg ein offensichtlich verderbter M durch Origenes der griech. Ueberlieferung aufgezwingt wird. Trotzdem ist auch hier nur der von ihm unabhängige Text ursprünglich, während die Masse der Zeugen M folgt.

Für *Lucian* brauche ich hier nur an Wellhausens *Text der Bücher Samuelis* von 1871 zu erinnern. Hier bietet immer wieder an verzweifelten Stellen der hier mitunter hervorragende, weil allein von den späteren Abänderungen von M unbeeinflusste, Lucianische Text (L) darum den einzig alten G-Text, weil dieser rückübersetzt die Schäden von M überzeugend heilt. Auch in den Königsbüchern gibt es solche Fälle, doch sind sie weniger schlagend; so ist bis heute der Streit nicht entschieden, in dem A. Klostermann und vorsichtiger Burney für L eintreten, was Rahlfs, manchmal überskeptisch, auf ein geringes Maß reduziert. Oft hat L Dubletten, nämlich den üblichen Text neben einer abweichenden Version. Letztere hat der Altlateiner oft allein und ist dann im Recht. Das ist alles längst bekannt. Aber aus den Propheten, wo Lucian weit seltener Ursprüngliches bewahrt hat, hat doch der Chester Beatty Jeremias Papyrus 966 von ca. 200P eine überraschende Parallele gebracht, indem er zu 5, 1 eine den Altlateiner und B an Kürze noch übertreffende Lesung gibt, ἐὰν εὔρεθῆ ποιῶν, unter Weglassung also nicht nur von 'im—jēš, sondern auch des vorhergehenden 'iš. In der L-Dublette ἐὰν εὔρητε ἄνδρα + ἐὰν εὔρεθῆ τις ποιῶν ist somit der zweite Bestandteil alt und nur durch Einfügung von τις sprachlich verschönt. Er bietet 'iš gleichfalls nicht, und keiner

¹⁶ Vgl. Σαυι 1. Chr. 6, 28 (13) in Wiedergabe des korrupten masoret. Texts.

seiner beiden Bestandteile gibt 'im-jēš wieder; also ist Rahlfs' Text εὐν εὐρητε ἄνδρα, εἰ ἔστιν ποιῶν sozusagen tertiär, wie ja ἄνδρα in BS^aA^t fehlt.

Hier greifen die Beobachtungen ineinander: von *O* her durchdringt ein später *M* die sonst nicht hexaplar. Ueberlieferung weithin, während *L* allein oder mit anderen davon frei bleibt. Auch wo die ganze griech. Ueberlieferung sekundären Einflüssen erlegen ist, müssen wir die Heilung auf Grund der Deutung von *M* und *G* versuchen; denn der Unterschied in der Bezeugung ist nur einer des Grades.

Mitunter bringt *L* allein, wohl im Gefolge heute verlorener später Vorgänger, Transkriptionen anstelle einer kühnen Umsetzung des alten Uebersetzers. So tat Rahlfs Unrecht daran, in 3. (1.) Kön. 18 dreimal θαλα für t'ālā *Graben* aus *L* aufzunehmen. Das läßt sich hier dank Lucians glücklicher Inkonsequenz beweisen. Denn während er in v. 32 sein θαλα gebührend als neutrum behandelt, verbindet er es in vv. 35 und 38 mit dem weiblichen Artikel. Dieser kann aber nur aus dem alten Text stammen, der dreimal θάλασσα gleich zu erschließendem aram. tal'aṭā (mit Umstellung der Radikale wie im Arabischen) aufweist. Dies wiederum ist eine kühne Homonymie, die ins Leben zurückreicht und in alten Texten nicht wenig Parallelen hat. Ich erinnere nur an γῆ oder χάος für gē', gaj.

Schon wenn wir also die altbekannten Rezensionen *O* und *L* scharf mustern, scheiden viele Varianten aus der Zahl derer aus, die alte und echte Wahllesarten sein könnten. Noch mehr gilt das bei *zwei weiteren Rezensionen*, deren Herausarbeitung ein großes Verdienst von Rahlfs war. Ja, vielleicht hat hier der Entdecker die Tragweite seiner Entdeckung selbst noch nicht voll erfaßt.

In seiner das Einzelne wie die großen Linien gleich liebevoll umfassenden *Studie über den griechischen Text des Buches Ruth* stellte Rahlfs fest, daß die Catenen-HSS eine eigene Rezension des Bibeltexes (*C*) bieten, die auch andere HSS unter Weglassung der Catene übernommen haben. Genauer konnte er zeigen, daß sich alle kennzeichnenden Züge dieser Rezension bereits in einer *C* zeitlich vorausliegenden Gruppe finden, aus der *C* unter teilweiser Aufgabe der Folgerichtigkeit entstand. Die frühere Rezension nannte Rahlfs *R* = Rezension unbekannter Herkunft. Das Besondere dieser engverwandten Rezensionen *RC* ist ein lang nach Origenes vorgenommener selbständiger Rückgang auf die Hexapla als Ganzes und nicht etwa nur oder vorzugsweise auf ihre LXX-Spalte. Diese Selbständigkeit zeigt sich hier einmal darin, daß von *O* geänderte Stellen manchmal unberührt bleiben: dadurch werden *RC* dort zu Zeugen der alten LXX, wo der Einfluß von *O* überall sonst durchgedrungen ist. Ähnlich wie bei Lucian zeigt sie sich weiter in einem von *O* abweichenden Wortlaut dort, wo sowohl *O* als *RC* *G* an *M* annähern; und hier ist das Auffallendste eine Benützung Aquilas, die viel weiter geht als bei Origenes. Wo das an Stellen und für Vokabeln geschieht, deren Wiedergabe durch Aquila uns sonst

nicht erhalten ist, entsteht leicht der täuschende Eindruck einer treffenden und guten abweichenden Uebersetzung, die man versucht sein könnte, als alte Parallele oder gar ursprüngliche Lesung anzusehen.

Hier ist nun der Ort, von einer *weiteren Variantenquelle* zu reden, den oft verblüffenden Lesarten *in der mittelbaren Ueberlieferung der patristischen Literatur*.

Der früheste Autor und zugleich der, den ich in einer im Druck befindlichen Abhandlung¹⁷ aufgearbeitet habe, ist Philo. Hier hatte eine Greifswalder Dissertation von A. Schröder 1907 den Beweis unternommen, daß diese abweichenden Zitate uralte, ja der einzige Rest der echten LXX seien, während alles, was man bisher als LXX ansah, christl. Fälschung, Eintrag eines später herrschend gewordenen Texttyps sei. Der Autor glaubte sich dabei auf den Vorgang Eb. Nestles berufen zu können. In Wahrheit war Nestle höchstens geneigt, den abweichenden Wortlaut für *Philos Vorlage* vorzusetzen; denn seiner Meinung nach erforderte der ausgedehnte Auslegungsbetrieb, für den Philo zeuge, an vielen Stellen einen zutreffenderen Text, als ihn die alte LXX bot. Schröders Thesen entriß P. Kahle einer wohlverdienten Vergessenheit vor einem Menschenalter¹⁸, und seitdem treten sie an den entscheidenden Stellen seiner weitgespannten Konstruktionen über die Geschichte der griech. Bibel als Hauptbeweis und -analogie auf. Aber so wenig wie sein Gewährsmann hat Kahle die Zitate vollständig gesammelt oder gar geprüft, noch auch nur eine einzige Philonische Auslegung daraufhin angesehen, was für einen Text sie voraussetze. Als ich das nachholte, war ich selbst vom Ergebnis am meisten überrascht. Die abweichenden Zitate finden sich in weit mehr Büchern, als man angenommen hatte. Sie weisen viele Züge auf, die unzweideutig auf Aquila deuten, und manchmal sind ganze Zitate nach Wortwahl und Syntax *totus purus Aquila*. Wo das nicht der Fall ist, stellen sie eine verlorene Pentateuchrezension dar, die in allem der von Rahlfs für Ruth herausgearbeiteten und für Richter, Sam. u. Kön. ange deuteten Rezension *R* gleicht. Bei manchen Stellen läßt sich zweifeln, ob der Text unmittelbar aus Aquila oder aus *R* entnommen ist. In jedem Fall ist er ein Ergebnis des schon gekennzeichneten späten selbständigen Rückgangs auf die Hexapla als Ganzes und nicht nur auf ihre LXX-Spalte.

Daß dieser Text mit Philo nichts zu tun hat, ist jedem Kenner der Textgeschichte unmittelbar klar. Es geht aber auch überall aus Philos Auslegung hervor, daß er diesen Text nicht kannte. Weiter sind die Abweichungen nur bei den an der Spitze stehenden Hauptzitaten (Lemmata)

¹⁷ «The aberrant Text of Bible Quotations in some Philonic Writings and its Place in the Textual History of the Greek Bible», die Vorwegnahme eines abgeschlossenen Kapitels aus dem die rezenzionellen Korruptelen behandelnden Schlußteil des in Anm. 6 erwähnten Werkes. Einstweilen vgl. «A fresh Aquila Fragment recovered from Philo» (Journ. of Theol. Studies 47 (1946), S. 31 ff.).

¹⁸ Paul Kahle, Theol. Studien u. Kritiken 88 (1915), S. 420—423.

zu finden, und nicht bei deren Wiederholungen in der Auslegung, sind also typische Lemma-Aenderungen. Wo sich dergl. in der antiken Literatur findet, gibt es dafür nur *eine* Erklärung: Im Archetyp waren die Lemmata weggelassen und wurden dann später aus einem modernisierten Text wieder nachgetragen. Für beides haben wir viele klassische und kirchliche Beispiele. Ueberdies verraten sich die Zitate der inferioren Gruppe manchmal unverkennbar als sekundär. Sie sind anders abgegrenzt, verkürzt oder verlängert, können auch einmal fehlen oder gar, wie der Zusammenhang beweist, zu Unrecht eingefügt sein. Gelegentlich weisen sie auch Angleichung an ähnliche Bibelstellen auf oder verwischen den von Philo sorgsam festgehaltenen Stilunterschied zwischen der Sprache der LXX und seiner eigenen. Das Belastendste ist, daß der modernisierte Wortlaut der Zitate dazu führen kann, auch in Philos Auslegung entsprechende leise Aenderungen vorzunehmen, und zwar gleichermaßen an Stellen, wo das Zitat an sich zu Recht besteht, und an andern, wo es fälschlich eingetragen ist. Der Interpolator hat deutlich versäumt, sich ein vollständige Philo-HS für seine Ergänzungen zu beschaffen; so mußte er sich weithin auf sein Gefühl verlassen. Dafür weist er überraschend viele Treffer auf, wenn auch im modernisierten Wortlaut; aber man tut ihm keinen Dienst, wenn man seine mühsame Klauberei als den griech. Urtext anpreist.

Dieser Nachweis war bei Philo wegen der ausführlichen Auslegung leicht und sicher, und auch darum, weil in der Mehrzahl der Schriften die gute Ueberlieferung, einschließlich eines alten Papyrus, die Interpolationen ohne weiteres bloßstellt, so daß es nicht schwer ist, auch in den nur in der inferioren Gruppe erhaltenen Schriften Philo das Seine wiederzugeben, d. h. seine Zitate in der alten, vielfach durch Parallelen gesicherten LXXform wiederherzustellen. Das bei Philo so mit voller Sicherheit festgestellte Ergebnis bietet nun aber, und darin liegt seine Hauptbedeutung, den Schlüssel für die vielen seltsam abweichenden Zitate bei den apostolischen Vätern, bei Justin, Clemens Alexandrinus und anderen Vätern.

Aus Justin führe ich nur Micha 4, 1-7 an. In dem langen Zitat Dial. 109, 2f. finden sich, neben Vermengungen mit der jesajanischen Parallelstelle 2, 2-4, eine Reihe Aquilaübersetzungen, so das falsch etymologisierende φωτιουσιν ἡμᾶς für jōrēnū, wo Ⓞ richtig δείξουσιν ἡμῖν aufweist, oder die knechtische Wörtlichkeit ἐπημέρον αὐτό für nissā' hū' (Ⓞ μεταωρισθήσεται). Vor allen andern aber das von Rahlfs nach der Aquilaparallele Jer. 28 (51), 44 richtig hergestellte ποταμωθήσονται für nāharū, worin Rahlfs und noch Ziegler fälschlich den Beweis der Benutzung Aquilas durch Justin selber sehen. Wie unberechtigt das ist, können wir daran erkennen, daß unsre einzige HS die in Justins Kontext auftretenden Zitate nach der LXX gibt, aber in den ausführlichen vorausgeschickten Vollzitaten modernen

Text aufweist. Auch Justin ist eben nur in *einer*, und zwar inferioren Ueberlieferung auf uns gekommen.

Wenn weiter Clem. Alex. Ez. 18, 4—9 zweimal zitiert, einmal, Paed. I § 95, in der LXX-Gestalt, das anderemal, Strom. II § 135, in einer abweichenden Uebersetzung mit vielen Parallelen zu hier erhaltenen Resten der Hexapla, so dürfen wir ohne weiteres annehmen, daß diese zweite Form erst lange nach Clemens die ursprüngliche verdrängt hat oder eine Lemmalücke ausfüllte. Denn die Clemens-Ueberlieferung ist von derselben inferioren Art wie die Justins und die Philonische, wo die bessere Gruppe fehlt. Und Clemens liegt nicht nur zeitlich der Abfassung und gar dem Bekanntwerden der Hexapla weit voraus, sondern ist von der palästinischen Reaktion des Bibeltextes noch ebenso unberührt wie Philo; darum kann selbst da, wo nicht schon die Chronologie dagegen spricht, an eine Benützung der noch einzeln umlaufenden jüngeren Uebersetzungen nicht gedacht werden.

Man vermißt vielleicht in diesem Ueberblick ein Wort über die abweichenden Zitate des NTs. Hier habe ich jedoch keine Beobachtungen aus eigener Arbeit zu bieten. Soweit ich sehe, treten hier völlig neue Momente auf, die in der ausgeprägt anti-biblizistischen Haltung des Ignatius gipfeln: hie Geist des Herrn und Prophezei, dort Buchstabendienst und Zitatbrauch. In diese Linie darf wohl auch die freie Reproduktion at.lichen Materials in der Offenbarung Johannis eingestellt werden. Was Paulus angeht, so wüßte ich beispielsweise gern durch eine Untersuchung abschließend festgestellt, ob sein griech. Jesaja nur an den in der LXX exegetisch mißglückten und daher für den Theologen unbrauchbaren Stellen neu übersetzt war oder darüber hinaus. In die erste Richtung weisen die Vermutungen Montgomerys in seinem Danielkommentar.¹⁹

Die Vorstellung, als hätten konkurrierende Teil- oder Vollübersetzungen ursprünglich nebeneinander bestanden, hat also keine Stütze an den Tatsachen, wenn man diese nur geschichtlich einordnet. Auch andre Beobachtungen sind der Theorie

¹⁹ In unserm Zusammenhang ist aber auf alle Fälle klar, daß der abweichende Jesajatext bei Paulus mit dem der LXX verglichen unverkennbar jung und korrigiert ist. Das ergibt sich schon aus dem Ersatz von παῖς und θεός durch δοῦλος und κύριος, wo der Hebräer 'äbäd und JHWH aufweist. Paulus hätte die gleichen Aenderungen vornehmen müssen, wenn er sie nicht schon vorgefunden hätte. Denn schon die jüngeren Bücher der LXX können mit dem schillernden παῖς, wo es ein Dienst- oder Sklavenverhältnis bezeichnet, nichts mehr anfangen, und die Sonderstellung des κύριος neben dem θεός ist eine Grundvoraussetzung paulinischer Theologie.

von einer allmählichen Zusammenschweißung der LXX nicht günstig. Tragen doch die einzelnen Bücher, schon im Pentateuch, um den es hier vorzugsweise geht, jedes so ausgeprägte Sonderzüge, daß sie von Anfang an literarische Einheiten gewesen sein müssen. Spuren von Uebersetzung oder zugesetztes späteres Gut wie Ex. 35—40 heben sich von diesem Hintergrund deutlich ab.

So bleibt nur die Analogie zu den palästin. Targumen. Tatsächlich finden sich an die Targume gemahnende Deutungen, aber so sporadisch, daß sie den Vergleich mit der starren Konsequenz der Targume nicht aushalten. Hier zeigt sich nur eben der Einfluß der Umwelt auf die Uebersetzer, die dadurch noch lange nicht zu Targumisten werden. Beachtet man diese Einschränkung aber nicht und schließt aus solch vereinzelt Analogien weiter auf eine ursprüngliche Vielheit von Uebersetzungen, so ist das eine *petitio principii*. Denn bis heute ist keine einzige Stelle nachgewiesen, für die wir mehr als *eine* vorrezensionelle Uebersetzung besäßen, womöglich als Wiedergabe eines dem unsern überlegenen Hebräers. Solange dieser Nachweis aber fehlt, ist alle Rede von ursprünglichen Paralleltargumen bloße Vermutung auf Grund des aus vereinzelt Beobachtungen a priori erschlossenen Targumcharakters. Die Textgeschichte würde bei dieser Annahme aufhören, verständlich zu sein. Sie ist es aber durchaus, solange und sobald wir nicht aus exakter Forschung stammende und sich ihr nicht einfügende Hypothesen im leeren Raum meiden.

Im Rahmen der LXX setzt schon der griech. Jesaias, eine frühe Arbeit, deutlich unsern LXXtext des Pentateuchs voraus, der ihm an schwierigen Stellen als eine Art primitiven Glossars dient. Für Psalmen, Chronik, Sirach und andre späte Uebersetzungen gilt das gleiche. Dazu kommt die jetzt bekannt werdende älteste Papyrusüberlieferung, die bis 150 v. Chr. zurückreicht. Sie bietet in allem Wesentlichen durchweg LXXtext und rückt ihn somit ungeahnt weit zurück. So bleibt einfach kein Raum, in dem der hypothetische ältere Text angesetzt werden könnte. Aus den Fiktionen des Aristeasbriefs läßt sich auch nichts in dieser Richtung gewinnen; ist er doch gute hundert Jahre jünger als die Pentateuchübersetzung. Darum kann er, selbst wo er Vertrauen verdient, nur für die

Zeit seiner Abfassung zeugen. Seine geheimnisvollen Hinweise auf eine ältere verwerfliche Uebersetzung hat Thackeray, *Aspects*, p. 23 f., ansprechend auf den vor den ägyptischen König gebrachten Streit zwischen der samaritan. und der jüd. Uebersetzung bezogen, von dem Josephus in den *Altertümern* XIII 74 ff. berichtet. Daß die Samaritaner im Aristeasbrief mit Namen genannt sein sollten, wäre zu viel verlangt. Und nun gar in dem dezidiert späten, stark mit Aquilalesungen versetzten *R*text der abweichenden Zitate bei Philo Reste dieser alten verworfenen Uebersetzung zu sehen und ihn darüber hinaus als Leitfossil zu verwenden, wird nach dem Gesagten niemanden mehr gelüsten.

Ich bin damit schon in die Auseinandersetzung mit dem Rahlfs entgegengesetzten Aufriß der Textgeschichte der LXX eingetreten, den P. Kahle nach seinem programmatischen Aufsatz von 1915 immer wieder und zuletzt in seinen kürzlich erschienenen Schweich Lectures 1941²⁰ vertreten hat. Hier wirkt das Kapitel über die LXX als Fremdkörper im Ganzen. Wo Kahle von seinen neuentdeckten Texten und ihrer Bedeutung für die Geschichte der hebr. Bibel sowie der Aussprache und Grammatik berichtet, und an vielen Stellen sonst, sieht man mit Freuden sachliche Darlegung und Schilderung des persönlichen Anteils in eine Art Autobiographie zusammenwachsen, deren Gegenstand eine Wissenschaft und zugleich ihr vornehmster Träger ist. Im Kapitel über die LXX dagegen vermisse ich, von Rahlfs' strenger Methode und einzigartiger Sachkunde, auch wo ich von ihm abweiche, den Maßstab nehmend, die Sicherheit des Wissens²¹, die allein die vie-

²⁰ Paul E. Kahle, *The Cairo Geniza, The Schweich Lectures of the British Academy 1941*, London, 1947.

²¹ Das Programm der großen Cambridger LXX-Ausgabe sieht weder die vollständige Sammlung der Hexaplafragmente (S. 163, A. 1) noch die Verwertung der kappadokischen Väter des 4. Jahrh. (S. 178, A. 2, nach Lukyn Williams) vor. — In Rahlfs' Psalmenausgabe v. 1931 ist die Weglassung eines hexaplar. Apparats (S. 163, A. 1; 178, A. 2) darum unanfechtbar, weil in diesem liturgischen Buch der Kirche der von der Hexapla hier unbeeinflusste *L*-Text fast zur Alleinherrschaft gelangt ist. So fehlen die späten Rezensionen ganz; auch *O* ist ganz schwach bezeugt, und, anders als z. B. in den Propheten, haben Lesungen der jüngeren Uebersetzer in den Text der LXX HSS keinen Eingang gefunden, tragen also nichts zu seiner Erklärung bei. — Die Beobachtung, daß die abweichende HSS-

len dankenswerten Notizen in ein auf Primärkenntnis des Stoffes gegründetes überzeugendes Bild zusammenschließen könnte. Wenn z. B. auf S. 144 P. Wendlands Beobachtung von 1898 registriert wird, daß Philo Luciantext aufweise, so ist übersehen, daß der Lagardesche Lucian, den Wendland in Philo finden wollte, erst von Ruth 4, 11 an *L*text bietet, also nur auf der letzten halben Seite des Oktateuchs, somit nirgends im Pentateuch, auf den allein es für Philo ankommt, und ist weiter übersehen, daß wir den reinen *L*text der Genesis überhaupt nicht mehr besitzen. Hier stand das Richtige doch mindestens in Rahlfs' Buch von 1911 zu finden, über das Kahle sonst so ausführlich und so wenig freundlich zu berichten weiß.

Dieser Bericht hat allerdings einen fatalen Zug. Nach S. 153 soll Rahlfs einige Uebereinstimmungen zwischen Josephus und Lucian auf Abhängigkeit Lucians von Josephus zurückgeführt haben. Davon steht aber nichts in Rahlfs' Buch, das im Gegenteil auf S. 90 diese Möglichkeit ausdrücklich ausschließt und S. 110 A. 2 nur wie einen Scherz erwähnt. Im Manuskript, einer Göttinger Preisschrift, war das allerdings anders gewesen, und das Gutachten der philos. Fakultät, von Rudolf Smend verfaßt und von Jacob Wackernagel als Dekan unterfertigt, hat das eingehend widerlegt. Darauf arbeitete Rahlfs die ganze Partie für den Druck neu aus, wie Kahle in anderm Zusammenhang (S. 152) andeutet. Kahles Fehlerbericht kommt daher, daß er, ohne es zu sagen, das Urteil der Fakultät auszieht, also, vielleicht ohne es zu merken, über das MS spricht, wo heute doch allein das Buch vorliegt. Kahle bricht zudem den Fakultätsbericht da ab, wo die Stärken von Rahlfs' Argumentation überzeugend dargelegt werden.²² So entsteht ein Bild von Rahlfs als hoffnungslos in

Gruppe in Philo oft vorzügliche Lesungen biete (S. 143), brauchte sich nicht auf einen von Kahles gelegentlichen Helfern zu berufen (A. 4); denn bereits Cohn und Wendland haben nach dieser Einsicht den Text gestaltet. Kahles zwei Beispiele aus *Quod deus sit immutabilis* sind dazu wenig glücklich, weil das eine (§ 174) ein Homoiarkton (Ueberspringen vom 1. zum 2. $\tau\acute{\iota}$ in 3 mit $\tau\acute{\iota}$ beginnenden Fragesätzen) betrifft, dessen gleichen keine Ueberlieferung entwertet, und das andere (§ 59) von Wendland im Apparat in Kahles Sinn, nur überlegter, entschieden wird, was Kahle mitzuteilen versäumt.

²² S. 154, A. 1. Um meine Behauptung zu erhärten, gebe ich die vermißte Fortsetzung hier: «Dieser» (von B und \mathfrak{C} repräsentierte Text-) «Typus ist aber, wie das übrige handschriftliche Material beweist, im Laufe der Zeit mehr und mehr durch einen depravierten Vulgärtext verdrängt. Auf der anderen Seite ist auch der Luciantext im allgemeinen ein sehr stark korrigierter Text, der sowohl vom Cod. B und dem Aethiopen als auch vom griechischen Vulgärtext charakteristisch verschieden

Vorurteilen befangen und von den Göttinger Akademikern als urteilslos unter Rahlfs' Einfluß stehend. Wo man Argumente erwartet, werden Zensuren erteilt. Lagarde, heißt es, biete den Luciantext getreu nach seinen HSS, während Rahlfs eine Form des Luciantextes frei und willkürlich konstruiere, die so nie bestanden habe und darum allerdings bei Josephus nicht gefunden werden könne. In Wahrheit zeigt Rahlfs, von dem allein Kahle seine Kunde bezieht, ausführlich, daß Lagarde in der Hast sein gutes Material nicht voll ausgenützt und seinen Text durch viele voreilige Konjekturen von Lucian entfernt habe. Und Rahlfs' sorgsame Darlegungen über den Zeugenwert der zwei Klassen von Lucian-HSS sowie über die Vorlagen des Josephus sind weder durch sp. tze Bemerkungen allein noch durch willkürliche, hier jedenfalls auf keinerlei eigne Untersuchungen gestützte Bevorzugung von Thackerays sehr vagen Feststellungen widerlegt.²³

ist. Aber in sehr vielen Lesarten stimmen alle Lucianhandschriften mit dem Cod. B und dem Aethiopen gegen den Vulgärttext überein, und wegen der allgemeinen Richtung, in der sich die Textgeschichte bewegt hat, darf diese Uebereinstimmung nicht aus späterer Korrektur, sondern nur aus ursprünglicher Verwandtschaft erklärt werden. Obendrein führt der Verfasser weiterhin den Nachweis, daß auch die spezifischen Korrekturen des Luciantextes öfter von Lesarten ausgehen, die nur im Cod. B und im Aethiopen erhalten sind» (NGW Geschäftliche Mitteilungen, 1910, Heft 1, S. 36, Z. 11—25). Diese jedem Kenner einleuchtende allseitige Begründung macht Kahles Argumentation im voraus gegenstandslos.

²³ Auch sonst kann man sich gelegentlich des Eindrucks nicht erwehren, daß ältere Forschungsergebnisse, wo sie zu Kahles Konstruktionen stimmen und vielleicht zu deren Entstehung beigetragen haben, ungeprüft gutgeheißen werden. Das schlagendste Beispiel ist die Uebernahme von Schröders Aufstellungen über Philos Bibeltext seit dem Aufsatz von 1915. Noch in den 1947 erschienenen Vorlesungen heißt es (S. 143), die Philonische Sonderüberlieferung bedürfe einer gründlichen Untersuchung. Hätte diese nicht der Wiederholung von Kahles so weittragenden Behauptungen nach so langen Jahren vorausgehen müssen? — Ich gebe noch Beispiele aus andern Teilen von Kahles Buch. Nach S. 87 hat Jules Halévy bewiesen, daß die Juden hebr. Texte in griech. Umschrift besaßen und sogar bei gottesdienstlichen Lesungen benutzten. Die These mag richtig sein; wie aber jetzt G. Mercati gezeigt hat («Il problema della colonna II dell' Esaplo», *Biblica* 28 [1947], S. 42—50 des Sonderdrucks), ist Halévys Beweisführung nichtig. Denn die zwei Stellen aus dem Jerusalemer Talmud und die dritte aus dem Midrasch zum Hohenlied, die Halévy auf griech. *Umschrift* bezieht, nicht ohne dabei in erhebliche Deutungsschwierigkeiten zu geraten, werden von allen maßgebenden Uebersetzern auf *Uebersetzung* ins Griech. bezogen, was ihnen alle Beweiskraft raubt. Ueberdies sehe ich, daß schon in der auf Halévys Mitteilung folgenden Sitzung der Société Asiatique vom 12. 4. 1901 J.-B. Chabot Halévys Irrtümer berichtigt hat (*Journal Asiatique* 1901, IX^{me} Série, Tome XVII. 335—341

Auch sonst finden sich nicht wenige völlig unerklärliche Ungenauigkeiten.

Wenn auf S. 169 gegen Montgomerys These von Urtheodotion als einem mündlichen Targum polemisiert wird, so durfte Montgomerys Argument nicht verschwiegen werden, daß sich solche Parallelversionen nur zu mißübersetzten Stellen der LXX zu finden schienen; denn wenn das stimmte, so hätten sich diese «Paralleltexte» erst auf Grund der LXX entwickelt. Damit wären sie aber ohne weiteres sekundär, also nicht eigentlich «parallel».

Daß Clemens Alex. die Stelle aus Ez. 18 zweimal in verschiedenen Uebersetzungen anführt, entnimmt Kahle, S. 167, aus O. Stählin's Nürnberger Programm von 1901, S. 69. Daß Stählin aber auf S. 70 f. die zahlreichen hexaplar. Lesungen der zweiten Uebersetzung belegt und das Stück Theodotion zuweist, erfahren Kahles Leser nicht. Wo auf das alte Berliner Papyrusfragment aus Hiob hingewiesen wird, das beträchtliche Abweichungen bietet, fehlt in Kahles ausführlichem Bericht der Satz des Herausgebers Stegmüller, einige namhaft gemachte Vokabeln zeigten, daß wir hier wirklichen LXX-Text haben (S. 150). Uebrigens hat das Fragment mit unserm Text eine Theodotionzeile gemeinsam, was zu denken gibt. In beiden Fällen braucht man sich Kahles Referat nur aus seinen Quellen zu vervollständigen, um einzusehen, daß seine Beispiele nichts für seine Annahme älterer Uebersetzungen vor der LXX beweisen.

Das Ezechielzitat aus Clemens ist wegen seiner Entlehnungen aus verschiedenen hexaplar. Spalten deutlich posthexaplarisch. Die Vernachlässigung dieses Gesichtspunkts ist Kahles meisten Beispielen gemeinsam. Sie hätten also nie im Dienst seiner These vorgebracht werden dürfen.²⁴

Halévy, 349 f. Chabot). War es nicht Kahles Aufgabe, Halévys Aufstellungen auf ihre Zuverlässigkeit hin zu untersuchen? Und weiter, wenn er immer wieder betont, daß die Verwechslung der Kehllaute, wie sie die LXX zeige, Wutz' Transkriptionstheorie stütze, wie verträgt sich das mit seinem eigenen Nachweis, daß die Kehllaute jahrhundertlang nicht mehr als Konsonanten ausgesprochen, sondern wie quieszierende Vokalzeichen völlig vernachlässigt wurden, so daß die Hersteller des masoret. Textes ihre Beachtung durch die künstlichsten Mittel erzwingen mußten? Das letztere ist evident; damit ist aber der einen Hauptthese von Wutz der Boden entzogen.

²⁴ Das gilt z. B. für das Zitat aus Ez. 34, 2—5 in den Apostolischen Constitutionen, das Kahle in Mas. d. West. II 6* f. anführt, und ebenso für die zwei Zitate aus Isidor von Sevilla (S. 177). Kahle selbst weist hier auf Parallelen aus jüd. Deutungen hin, die schon an sich nicht notwendig für hohes Alter zeugen. Aber (*sagittam*) *reciprocam* Hosea 7, 16 entspricht zudem nicht erst der Deutung Raschis, sondern dem ἀνεστραμμένον des Symmachus. In Jer. 4, 3 *spinis peccatorum* ist die homiletische Verkopplung der Deutung mit der Uebersetzung so ausgeprägt sekundär (Kahle zitiert das Targum und Raschi), daß auch das erst recht keinen Schluß auf einen Paralleltext zur LXX rechtfertigt.

Ist seine Beweisführung somit schon hier nicht schlüssig, so übersieht er dazu noch zu seinem Schaden eine Reihe sorgfältiger Distinktionen, deren Bedeutsamkeit Rahlfs so vielfältig erwiesen hat. Mit Texterweiterungen aus Parallelstellen sowie mit exegetischen Abweichungen an einzelnen Stellen in chronologischen Ansätzen und sonst hat schon Rahlfs weithin gerechnet. Solche Einzelabweichungen beweisen aber nichts für eine Vielzahl einst nebeneinander vorhandener Vollübersetzungen. Auch ihre Anführung leistet daher im Zusammenhang nicht, was sie soll.

Deutungsvarianten haben übrigens ihr eignes Interesse. So erfolgt nach dem üblichen hebr. und griech. Text Gen. 4, 25 die Namengebung Seths und der begleitende Ausruf durch Eva, wattiqrā' ἐπωνόμασεν . . . ÷ λέγουσα. Philo dagegen durchgehends und unabhängig von ihm Clemens Alex. machen Adam zum Subjekt. Das war alte Tradition; denn schon der Samaritaner liest wajjiqrā', und in dem Papyrus 911 (III^p) μαγ καὶ εἶπεν für die gleiche Deutung stehen. Das ändert aber nichts daran, daß Philo, Papyrus 911 und unsre LXX HSS durchweg ein und dieselbe Uebersetzung bezeugen.

Endlich ist Kahles Annahme einer systematischen Ausmerzung alter Zitate durch eine christl. Textform «im Auftrag der Kirche» ungebührlich durch das Bild der nachchristl. Synagoge bestimmt. Wenn er in diesem Zusammenhang vom kirchlichen Standardtexte redet, so ist uns dessen Uebergreifen in seiner byzantinisch vulgär-lucianischen Form ja aus dem NT wohl bekannt. Kahle wendet aber den gleichen Gesichtspunkt unbesehen auch auf die älteste Form der LXX an, wie sie in B und C vorliegt. So soll nun «die Kirche» an dem Bibeltext der guten PhiloHSS Schuld tragen, obwohl er echter LXXtext ist, manchmal sogar besser als der unsrer LXX HSS; und dieselbe «Kirche» soll den Josephustext durchgehends mit Lucianlesarten durchsetzt haben, was so nicht einmal stimmt. Als ob beides das gleiche wäre! In dieser Vermengung von ältestem Text und standardisierter Spätform rächt sich die Verachtung von Rahlfs' peinlich genauer Arbeit. So wenig diese in allem ein abschließendes Wort ist, so gesund ist ihre Grundeinstellung.

Ich möchte mit einer Erinnerung schließen. Vor dem ersten

Weltkrieg lernte ich als Göttinger Student, das höchste Ziel des Philologen sei eine Ausgabe seines Textes. Seit langem bereite ich eine Ausgabe der LXX vor. Daher mußte ich mich der Herausforderung stellen, derzufolge es irrig, ja sinnlos ist, die LXX wie jeden andern antiken Text textkritisch zu behandeln. Dem gegenüber bin ich überzeugt und hoffe diese Ueberzeugung bewiesen zu haben, daß die Fülle und Breite der Varianten in der LXX-Ueberlieferung, so unübersehbar und verwirrend sie auf den ersten Blick erscheinen mag, keineswegs über das Maß dessen hinausgeht, was wir bei klassischen Texten finden, bei denen doch aus guten Gründen niemand an mehr als einen Urtext denkt. Ich glaube gezeigt zu haben, daß sehr viele Varianten einfach Verderbnisse sind, und daß Textmischung aus jüngeren Rezensionen der großen Mehrheit wirklicher Varianten zugrunde liegt, die deshalb keineswegs ursprüngliche Parallelübersetzungen bezeugen.

Ich höre noch einen meiner Lehrer wiederholt sagen: Es ist ein Verbrechen, zu vermuten, wo man wissen kann. Die vorgebrachten Gegengründe können die gesunden Grundlagen von Lagardes und Rahlfs' Arbeit darum nicht erschüttern, weil sie vag und von außen an den Gegenstand herangetragen sind. Gewiß hat Rahlfs nur einen ersten Schritt getan; aber es war ein Schritt in der rechten Richtung. Den zweiten wird nur der tun, der den ersten voll ernst nimmt. Weiterführen kann nur, wer Rahlfs' Methoden in eigener Arbeit erprobt hat. Ich verschließe mich dem Zauber groß geschauter Hypothesen durchaus nicht: oft rücken erst sie übersehene Tatsachen in das rechte Licht. Wo aber eine Hypothese die Tatsachen ignoriert, ist sie gerichtet.

Cambridge/England.

Peter Katz.

Die origenistische Spekulation und die Mystik.

Der Platz des origenistischen Systems in der Geschichte des gnostischen Gedankens läßt sich bestimmen durch Vergleichung nach rückwärts, mit dem valentinianischen System, und nach vorwärts, mit der neuplatonischen Spekulation und der von ihr abhängigen Mystik. Noch vor dem Vergleich liegt die formale Feststellung: Origenes hat in *Περὶ Ἀρχῶν* ein System